Nr. 382. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Sonnabend, 30. Juli 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Morgendämmerung in Spanien.

Soweit man unterrichtet ist, wird die Politik des päpstlichen Stuhles unter Pius X. von zwei Spaniern bestimmt und geleitet: dem Staatssekretär Merry del Val und dem Kardinal Vives y Tuto. Diese Männer scheinen typische Vertreter des unduldsamen und verfolgungssüchtigen Geistes der mittelalterlichen Kirche Spaniens zu sein. Sie haben den Vatikan in einen immer schärferen Gegensatz zur französischen Republik gebracht. Sie haben die Protestanten Deutschlands und seiner Nachbarländer ohne jeden vernünftigen Anlaß durch die Schmähungen der Borromäusenzyklika herausgefordert. Sie haben endlich ihr eigenes Mutterland dazu getrieben, die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan abzubrechen. Hoffen wir, daß diesen beiden Fanatikern noch eine lange Wirksamkeit beschieden sei, und daß sie in der bisherigen Weise fortfahren werden, sich — wider ihren Willen — unschätzbare Verdienste um die Aufrüttelung und Aufklärung der Kulturmenschheit zu erwerben!

Für Spanien, das im Banne klerikaler Bevormundung dahindämmerte, kam der erste aufrüttelnde Stoß 1898 mit dem Verluste seiner letzten großen Kolonien an die Yankees. Das rückständige Wirtschaftsleben des Landes wurde durch die Anstrengungen des Krieges schwer erschüttert. Geld und Arbeitskraft wurden dem siechen Volkskörper abgezapft, und nach dem Friedensschlusse überfiel ihn — ein Heer wirtschaftlicher Parasiten! Von Kuba und den Philippinen strömten die Mitglieder geistlicher Orden ins Land zurück, das an privilegierten Faullenzern wahrhaftig keinen Mangel litt. Damit noch nicht genug, brachte die Trennung von Staat und Kirche im benachbarten Frankreich eine zweite geistliche Invasion über das darniederliegende Land. In Barcelona, der Stadt, die den Pulsschlag der Weltwirtschaft am deutlichsten fühlt, rissen die Unruhen nicht ab. Die Flintenschüsse von Montjuich, die den unruhigen und unbequemen Aufklärer Ferrer stumm machten, weckten einen Widerhall in ganz Europa. Das reaktionäre Kabinett mußte abtreten, die Regierung rückte mit ihrem Schwerpunkt mehr und mehr nach links.

Inzwischen hat der Krieg, den Spanien gegen die Rifkabylen in Marokko geführt hat, die finanzielle Lage nicht verbessert. Und so sind es wohl in erster Linie wirtschaftliche Notwendigkeiten gewesen, die den Ministerpräsidenten Canalejas zum Handeln gegen die Orden zwangen. Wenn das Land finanziell gesunden soll, so ist die Vorbedingung, daß es von dem wirtschaftlichen Schmarotzertum der Mönchsorden befreit werde, die ihre kulturelle Aufgabe von eheden in der Welt des Dampfes und der Elektrizität längst ausgespielt haben, dem Lande nicht nur einen unverhältnismäßigen Teil seiner natürlichen Bodenschätze absperren, ihm eine ungeheure Summe latenter Arbeitskraft gefesselt halten, sondern mit ihrer Steuerfreiheit dem Volke dazu noch das Mark aus den Knochen saugen. Der Ministerpräsident hat aber richtig begriffen, daß man den Klerus nicht dauernd zur allgemeinen Steuerpflicht heranziehen kann, wenn man nicht zugleich den Terrorismus bricht, womit dieser Klerus das geistige Leben Spaniens beherrscht. Andersgläubigen sind, dem Konkordat mit Rom zufolge, öffentliche Kundgebungen untersagt. Was hat der finstere Mönchsgeist im Laufe der Zeit aus diesem Vorrecht der katholischen Kirche gemacht? Kein protestantisches Gotteshaus, keine Synagoge darf auf ihren Mauern ein religiöses Symbol anbringen, das die Zweckbestimmung dieses Bauwerks offenbart. Der Spanier darf nicht erfahren, daß es in der weiten Welt noch eine andere Kirche gibt als die römisch-katholische. Das liberale Kabinett rechnete offenbar auf die Sympathien der gebildeten Welt, als es gegen diese herrschsüchtige Anmaßung des Klerus vorging.

Aber auch der Vatikan weiß, was er tut, wenn er dies angemaßte Vorrecht der spanischen Kirche nicht preisgeben will. In einem Lande, wo nur etwa ein Drittel der Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig ist, wo fast zwei Drittel weder lesen noch schreiben können, haben Symbole noch eine ganz andere Bedeutung, als in Ländern, die dem Austausch internationalen Gedankengutes durch Buch und Presse voll erschlossen sind! Principiis obsta, den ersten Anfängen muß du dich widersetzen, dachte Merry del Val offenbar, als er seine Note an Canalejas redigierte, die alle Zugeständnisse zurückzog und prompt die Abberufung des spanischen Gesandten beim Vatikan zur Folge hatte. Denn auch die spanische Regierung hatte nicht die Absicht, bei der bloßen Zulassung von Symbolen einer anderen als der römisch-klerikalen Welt stehn zu bleiben. Sie will der europäischen Bildung, will jener freien Weltkultur, von deren Daseln mehr als die Hälfte aller Spanier keine Ahnung hat, durch tausend und abertausend Kanäle Eingang verschaffen, indem sie das Schulwesen reformiert. Eine freie Schulbildung, wie sie der erschossene Ferrer — vielleicht nicht mit den tauglichsten Mitteln, sicher aber in richtiger Erkenntnis dessen, was nottut — anstrebte, das wäre allerdings der Anfang vom Ende der klerikalen Zwingherrschaft. Damit wäre die Art an ihre Wurzeln gelegt, denn die heißen Unbildung und Unfreiheit.

Einer liberalen Regierung, die festbleibt, wird sich auch der Geldmarkt für ihre dringendsten Bedürfnisse nicht verschließen. Namentlich Frankreich sollte doch ein lebhaftes Interesse daran haben, sowohl die Hochburg des Klerikalismus in seiner Flanke beseitigt zu sehen wie andererseits Spanien wirtschaftlich nicht so verfallen zu lassen, daß es zu einer reinen englischen Dependance wird. Für die wütenden Angriffe, die die deutsche Zentrumspresse vermutlich gegen das Kabinett der „Freimaurer und Atheisten“ richten wird, ist die Anerkennung der gebildeten Welt eine reiche Entschädigung. Das liberale Deutschland kann selbstverständlich nur den Wunsch haben, was da am Himmel Spaniens aufleuchtet, möchte die Morgendämmerung einer neuaufsteigenden Zeit, und nicht das letzte verglimmende Abendrot früherer Tatkraft und Größe sein.

* * *

Der Abbruch der Verhandlungen.

Die Erregung im Vatikan. — Erklärungen des Ministerpräsidenten. — Canalejas und der König.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Rom, 30. Juli.

In vatikanischen Kreisen herrscht wegen des Vorgehens der spanischen Regierung größte Erregung. Das Verhalten des Ministerpräsidenten Canalejas wird in schärfsten Worten gegeißelt. Ein hoher Würdenträger der Kurie erklärte mir: „Während der Heilige Stuhl stets zu vernunftigen Konzessionen bereit war, hat Canalejas es absichtlich darauf angelegt, einen Bruch herbeizuführen. Der Vatikan steht heute der Welt gegenüber da als schuldloses Opfer frivoler Vergewaltigung.“

L Paris, 30. Juli.

Der Korrespondent des „Matin“ in San Sebastian sprach mit Canalejas bei dem Bankett, das die liberale Vereinigung von San Sebastian dem spanischen Premierminister gab. Canalejas sagte ihm: „Sie können mitteilen, daß die Regierung beschlossen hat, den Botschafter beim Vatikan abzuberufen. Das bedeutet nicht einen unmittelbaren Bruch, aber es zeigt an, daß wir keine Provokation dulden wollen.“

Die Entwicklung der Dinge in Spanien wird hier natürlich mit besonderer Spannung verfolgt. Die französische Presse ist voll von Meldungen darüber, die von vielen Blättern auch kommentiert werden. Der „Figaro“ schreibt heute: „Die Nachrichten, die während der letzten Tage einliefen, lassen jede Hoffnung auf einen Erfolg der Verhandlungen, die zwischen dem Heiligen Stuhl und Spanien stattfinden, verschwinden. Jede der beiden Parteien hielt ihre Thesen aufrecht, ohne durch ein Entgegenkommen zu einem Kompromiß die Hand zu bieten. Nach den letzten Meldungen muß man den Bruch als eine vollendete Tatsache betrachten.“

*

San Sebastian, 30. Juli (K. B.)

Nach einem Ministerrate, den Canalejas präsidierte, wurde eine Erklärung stipuliert, die Canalejas noch im Laufe des gestrigen Nachmittags dem Könige vorlegte. Im längeren Vortrage legte Canalejas die Bedingungen dem Könige dar, die der Vatikan der spanischen Regierung gestellt habe. Er ging auf die Gründe ein, die es der spanischen Regierung rundweg unmöglich machten, auf diese Bedingungen des Vatikans einzugehen. Die Note des Vatikans, so betonte Canalejas, könne nur eine Antwort erfahren, und dies sei ein glattes Unannehmbar. Es hieße für die spanische Regierung, sich der tiefsten Erniedrigung preisgeben, wollte sie überhaupt diese Note zum Gegenstand von Unterhandlungen machen. Der König, so versicherte Canalejas, war in allen Punkten damit einverstanden und stellte sich grundsätzlich hinter seinen Kabinettschef. Die Antwort, die dem Vatikan zuging, soll Canalejas im Beisein des Königs und mit dessen ausdrücklicher Genehmigung verfaßt haben. Diese Antwort der Regierung wird dem Vatikan unverzüglich drahtlich mitgeteilt werden. Damit wäre der Bruch Spaniens mit dem Vatikan eine vollendete Tatsache, und der Regierung bliebe, so erklärte Canalejas weiter, hinfort nur übrig, den antiklerikalen Feldzug fortzusetzen. Canalejas ist dabei guter Zuversicht, denn er rechnet bestimmt auf die Hilfe des Königs und auf die Mehrheit der Kammern. Der spanische Gesandte beim Vatikan soll sich schon im Laufe des heutigen Nachmittags in San Sebastian einfinden, um vom Könige empfangen zu werden und diesem Rechenschaft abzulegen.

San Sebastian, 30. Juli. (W. T. B.)

Ministerpräsident Canalejas erklärte auf dem Bankett, das ihm zu Ehren von dem hiesigen liberalen Komitee gegeben wurde: „Niemals hatte ich eine ähnliche Verantwortlichkeit, niemals war ich mehr bereit, Schwierigkeiten die Stirn zu bieten. Die Liberalen Spaniens liefern heute ihren letzten Kampf. Wir rechnen auf die Armee und auf die Mehrheit der Kammern. Der von uns unternommene Kampf ist nicht antireligiös, sondern nur antiklerikal. Er schließt keine Verfolgung des alten Glaubens in sich. Es geht nicht an, daß im zwanzigsten Jahrhundert keine Gewissensfreiheit bei uns besteht. Armes Spanien! Wenn wir unterliegen, würde das deinen Verfall bedeuten. Spanien soll aber nicht unterliegen, sondern auf der Höhe der anderen

Der Mann mit dem Kalbskopf

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Block (Paris).

In der Zeitung von St. Germain stand am 26. Juni die folgende Anzeige:

> *Einsamer Mann,*
> *grosser Liebhaber gekochter Kalbsköpfe*
> *kann sich zu seinem Bedauern dies Gericht nur selten vergönnen, weil die Kalbsköpfe nur im ganzen verkauft werden, und weil ein ganzer Kalbskopf für einen einzelnen Menschen zu teuer und zu viel ist. Er sucht deshalb einen Associé (eventuell auch mehrere), um dreimal in der Woche Kalbskopf zu essen. Adressen bitte in der Expedition unter R. D. anzugeben.*

Als ich diesen merkwürdigen Notschrei las, kam mir mancherlei in den Sinn. Zunächst erschien der Mann mir bedauerlich, der so einsam ist, daß er sogar nach einem Kalbskopf Sehnsucht verspürt; gleich darauf aber pries ich den gleichen Mann wieder glücklich, weil seines Lebens ganzes Wünschen sich auf ein billiges und bekömmliches Leibgericht beschränkt. Dieser scheinbare Widerspruch brachte mich dazu, einmal die Methode meines Freundes Sherlock Holmes auf diese Annonce anzuwenden und durch Beobachtung und Schlußfolgerung festzustellen, wie der Mann mit dem Kalbskopf aussieht, ob er alt oder jung ist, welche Lebenserfahrungen er gemacht hat, wie er dazu gekommen ist, gerade einen Kalbskopf gern zu essen, wieviel Vermögen er besitzt, zu welcher politischen Ueberzeugung er sich bekennt. Der geschätzte Leser zweifelt daran, daß alle diese Dinge aus der Annonce zu erfahren sind? Der geschätzte Leser kennt Sherlock Holmes und, mit aller Bescheidenheit sei es gesagt, die Journalisten schlecht, die heute aus noch viel geringeren Indizien etwas machen müssen, wenn sie die Anerkennung der Menge erringen wollen. Sehen wir uns den gedruckten Kalbskopf einmal näher an. Ich bin überzeugt davon, er wird uns alle seine Geheimnisse verraten, wenn wir ihn kunstgerecht sezieren.

Zunächst ist es vollkommen klar, daß der Herr, der Kalbskopffreunde sucht, kein wohlhabender Mann ist, aber doch sein Auskommen hat. Er kann nicht dreimal in der Woche einen ganzen Kalbskopf kaufen und etwa den von ihm nicht bezwungenen Rest an die Armen verschenken; zu solcher Verschwendung reicht sein Einkommen nicht aus. Wohl aber hat er so viel übrig, um einige Francs an die Erfüllung eines Wunsches zu wagen, der schließlich nicht viel mehr ist als eine Liebhaberei. Wie diese Liebhaberei entstanden sein kann, wollen wir später betrachten. Vorläufig bleiben wir bei den äußeren Lebensumständen des Unbekannten. Herr R. D. ist „einsam“; er ist also entweder ein Junggeselle oder ein Witwer oder ein geschiedener Ehemann. Die letzten beiden Eventualitäten sind unwahrscheinlich; seine Frau in der Welt setzt ihrem Manne dreimal in der Woche Kalbskopf vor. Die Frauen sind überhaupt nicht dafür, die Männer in Gelatine zu verwandeln. Nehmen wir also ruhig an, unser Freund sei ein Junggeselle, und zwar ein Junggeselle, der nicht viel unter den Leuten verkehrt. Daraus folgt zunächst, daß er ein solider Mann ist. Wäre er Stammgast in einem Café, so sollte es ihm wohl leicht werden, auch ohne die Zeitung ein paar Kameraden zu einem Kalbskopfschmaus zusammenzufinden. Daraus folgt aber weiter, daß der geheimnisvolle Feinschmecker keinen Beruf hat, der ihn täglich mit Arbeitsgenossen zusammenführt, unter denen er Leute mit gleicher Geschmacksrichtung suchen könnte; er verdient seinen Unterhalt nicht in einer Fabrik oder in einem Bureau, ist kein Angestellter der Post oder der Eisenbahn.

Wir wissen also bereits, daß unser Mann ein Bürger mit bescheidenem Wohlstand ist — kein Beamter, kein Arbeiter —, der ohne Verkehr und besonders ohne weiblichen Anhang in der kleinen Stadt Saint Germain bei Paris lebt. Sehen wir zu, ob wir nicht auch erfahren können, welche besonderen Eigenschaften dieser einsame Sonderling besitzt. Er ist ohne Zweifel praktisch veranlagt, da er für einen immerhin ungewöhnlichen Wunsch die einzig mögliche Art der Erfüllung sucht. Er ist auch ein entschlossener Charakter, da er geradeswegs auf das leckere Ziel des Kalbskopfes losgeht, ohne sich, wie es vielleicht eine weichere Natur getan hätte, in stillem Kummer abzuhärmen. Auf welche Art erwirbt ein Mann solche nützlichen Eigenschaften? Gewöhnlich durch den Kampf mit der Welt, der ihn dazu gebracht hat, nur auf sich selbst zu vertrauen. Für solch einen Kampf ist Saint Germain nicht der Ort. Der Mann ist also irgendwo gewesen, wo das Leben größere Ansprüche stellt. In Paris? Das wäre möglich, nur daß die Art der Annonce dagegen spricht. Die Pariser Zeitungen kennen nicht in dieser Form abgerundete Inserate. Ihre Anzeigen sind entweder sehr groß oder sie bestehen nur aus wenigen, bis zur Geheimschrift abgekürzten Worten. Folgern wir also mit einiger Kühnheit, aber so zielbewußt wie R. D., daß er in England oder Amerika war, der Heimat aller Zeitungsreklamen, und daß er sich in Saint Germain erst niederließ, als er das kleine Kapital zusammen hatte, das ihm friedliches Leben in einem stillen Nest erlaubt. Wir können sogar als sicher annehmen, daß der jetzige Rentner in früheren Jahren viel auf Reisen war und sonst immer im Gasthause gegessen hat. Denn Kalbskopf ist ein Restaurantessen. Im Familienleben werden die anderen Körperteile der Kälber bevorzugt. Nun aber entsteht die berechtigte Frage: Weshalb geht R. D. denn nicht auch heute noch ins Restaurant? Die Antwort kann nur lauten: Weil ihm das Leben im Gasthause durch seine Erfahrungen zuwider geworden ist, und weil er das Trinken nicht mehr vertragen kann. Auch hierfür liegt die Erklärung nahe. Wahrscheinlich war R. D. ein Reisender für Weine und Spirituosen. Er ist jahrelang in der Welt herumgefahren, hat täglich im Hotel oder im Wirtshause gegessen und, wie es das Geschäft mit sich brachte, manches Glas leeren müssen; nun sucht er im reiferen Alter und im Besitze kleiner Ersparnisse Ruhe in Saint Germain. Ruhe und Kalbskopf. Auch dieses Lieblingsgericht ist bezeichnend.

Es ist schwer anzunehmen, daß ein Mensch sofort seinen Magen auf eine besondere Speise einstellt. Gewöhnlich sprechen bei der Wahl solcher Liebhabereien die Jugenderinnerung oder ein zufälliger Umstand mit, der ein anfängliches periodisches Behagen zu einer lieben Gewohnheit macht. Wie konnte es in diesem Falle zugegangen sein, daß Herr R. D. gerade auf seinen Kalbskopf gefallen war? Nach längerem Nachdenken gelang es mir, mit der Hilfe eines ärztlichen Freundes auf das Richtige zu kommen. Die Sache ist auch historisch interessant. Vor dreißig Jahren verschrieben ältere Hausärzte gegen gewisse Darmkrankheiten geraspeltes Hirschenhorn, das in eine Art Gelatine verwandelt wurde. Die heutige Wissenschaft lacht über die Methode, aber es gibt in abgelegenen Gegenden noch immer Leute, die es für nützlich halten, wenn sie sich zur Beruhigung ihrer Eingeweide in regelmäßigen Zwischenräumen irgend einen leimigen Brei zuführen können. Was hindert uns, daran zu glauben, daß Herr R. D. auf seinen Geschäftsreisen in England und Amerika sich seinen Magen gründlich verdorben hat, und daß ihm von einem alten Landarzt, den er vielleicht irgendwo in Wisconsin oder Arkansas antraf, geraspeltes Hirschenhorn empfohlen wurde? Hirschenhorn ist weniger angenehm als Kalbskopf, aber der Effekt erschien Herrn R. D. ziemlich gleich. So gewöhnte er sich